

„Schillers *Wallenstein* ist so groß...“

Von Renate Müller De Paoli

*Wer heute, wenige Wochen vor Beginn des 21. Jahrhunderts, den Mut und die Ehrlichkeit besitzt, sich die letzten zehn Jahre des großen historischen Umbruchs in Deutschland und der Welt zu vergegenwärtigen, wird sicher Friedrich Schiller nur aus vollem Herzen zustimmen können, wenn er im Prolog zu seinem *Wallenstein* sagt:*

Und jetzt an des Jahrhunderts erstem Ende,
Wo selbst die Wirklichkeit zur Dichtung wird,
Wo wir den Kampf gewaltiger Naturen
Um ein bedeutend Ziel vor Augen sehn
Und um der Menschheit große Gegenstände,
Um Herrschaft und um Freiheit wird gerungen...

Doch folgen wir Schiller auch, wenn er fortfährt:

Jetzt darf die Kunst auf ihrer Schattenbühne
Auch höhern Flug versuchen, ja sie muß,
Soll nicht des Lebens Bühne sie beschämen.

Die katastrophale Entgleisung der Französischen Revolution seit dem Sturm auf die Bastille 1789 führte Friedrich Schiller – ähnlich wie uns heute – immer wieder zu dem entscheidenden Problem, wieso „ein großer historischer Moment, ein kleines Geschlecht“ gefunden habe, d.h. „ist eine „Verbesserung im Politischen“ überhaupt möglich?“

Im Juli 1793 wirft er in den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen an den Prinzen von Augustenburg die Frage auf: „Ist es nicht außer der Zeit, sich um die Bedürfnisse der ästhetischen Welt zu kümmern, wo die Angelegenheiten der politischen ein so viel Näheres Interesse darbieten?“

Schillers Antwort heißt: „Veredlung des Charakters“ durch „ein Werkzeug...“, welches der Staat nicht hergibt“ nämlich „die schöne Kunst“. Dies wird sicher in unserer materialistischen, hedonistischen Zeit, die sich am Kosten-Nutzen orientiert, noch mehr verblüffen, wahrscheinlich große Zweifel wecken, wenn nicht sogar totale Ablehnung hervorrufen!?

Das Studium seiner Dramen ist hier der beste Weg, Klarheit zu schaffen. Hier können die weitreichendsten Studien über die Notwendigkeit des richtigen, wahrheitsgemäßen Handelns großer welthistorischer Individuen betrieben werden, wenn es gilt, Katastrophen von der Menschheit abzuwenden und den universalgeschichtlichen Prozeß zum „allgemeinen Besten“ zu führen. Denn Geschichte wird von Menschen gemacht, durch das Handeln oder Nicht-Handeln jedes Einzelnen.

Eines der packendsten Werke ist die große *Wallenstein*-Trilogie, von der Goethe sagte: „Schillers *Wallenstein* ist so groß, daß in seiner Art zum zweiten Mal nicht etwas ähnliches vorhanden ist.“



Im April 1799, also vor gut 200 Jahren, wurde der

Wallenstein zum ersten Mal in seiner Ganzheit in Weimar aufgeführt. Udenkbar für unsere heutige Zeit wurde am 15. April *Wallensteins Lager*, am 17. April *Die Piccolomini* und am 20. April *Wallensteins Tod* inszeniert.

Acht Jahre „heroischen Ausharrens“ liegen hinter Schiller, um „den widerspenstigen Stoff, einen so fremden Gegenstand, als mir die lebendige und besonders die politische Welt ist, zu ergreifen.“

Schon zu Beginn des Jahres 1791 finden sich in seinen Briefen Anmerkungen zu einem neuen historischen Trauerspiel und am 25. Mai 1792 schreibt er an Christian Gottfried Körner: „Ich bin jetzt voll Ungeduld, etwas poetisches vor die Hand zu nehmen, besonders juckt mir die Feder nach dem *Wallenstein*.“

1799, im Jahr der endgültigen Fertigstellung seines Großprojektes, schwelt die Französische Revolution schon fast ein Jahrzehnt. Der junge Kors, Napoleon Bonaparte, hat seinen Kampf um die politische Macht in Frankreich begonnen und wird als Konsul und Kaiser in zerstörerischer Weise die Machtpolitik des

Römischen Imperiums fortsetzen. Die Napoleonischen Heere durchziehen wie im 30jährigen Krieg die Wallensteinsche Armee nun Europa und brandschatzen. „Ich habe,“ so sagt Schiller, „als ich Wallensteins Lager, die beiden Piccolomini, und Wallensteins Tod schrieb, ganz die Greuel des Französischen Kriegs vor meinen Augen gehabt. Was Max Piccolomini seiner Thekla und seinem Vater von den Segnungen des Friedens sagt, was ich ihm in den Mund legte, das habe ich wahrhaft empfunden und gefühlt.“

DIE GESCHICHTE DES DREISSIGJÄHRIGEN KRIEGES

Im Dezember 1789, fünf Monate nach dem Sturm auf die Bastille (am 14. Juli 1789), beginnt Schiller seine Arbeit an der *Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs*, eine der wichtigsten strategischen Studien über die Periode von 1618 bis 1648, die er im September 1792 beendet. Der Historiker und auch schon der Dramatiker wird hier von einer tiefen Faszination mit dem großen Feldherrn des 30jährigen Krieges, Albrecht von Wallenstein, erfaßt, der nicht nur mit seiner militärischen Macht dem Schwedenkönig Gustav Adolf, der großen Gegenfigur, sondern auch später seinem Kaiser, dem Herrscher über das Habsburger Reich, trotzt.

Schiller schreibt im 2. bis 4. Buch:

Im Besitz eines unermeßlichen Vermögens, von ehrgeizigen Entwürfen erhitzt, voll Zuversicht auf seine glücklichen Sterne und noch mehr auf eine gründliche Berechnung der Zeitumstände, erbot er sich, für den Kaiser, auf eigene und seiner Freunde Kosten eine Armee auszurüsten und völlig zu bekleiden, ja selbst die Sorge für ihren Unterhalt dem Kaiser zu ersparen, wenn ihm gestattet würde, sie bis auf 50 000 Mann zu vergrößern.

Dem Grundsatz gemäß, daß der Krieg den Krieg ernähren müsse...

Ganz Deutschland wurde auf diese Art ein Proviantmagazin für die Heere des Kaisers...

...Der allgemeine Unwille zerteilte sich zwischen dem Kaiser, der seinen Namen zu diesen Greueln gab, und dem Feldherrn, der seine Vollmacht überschritt und offenbar die Autorität seines Herrn mißbrauchte. ...aber sobald er sich durch seine Truppen allmächtig wußte, hatte Wallenstein auch den Gehorsam gegen den Kaiser abgeworfen.

Die Erschöpfung des Feindes ließ einen nahen Frieden mit Wahrscheinlichkeit erwarten; dennoch fuhr Wallenstein fort, die kaiserlichen Heere immer mehr, zuletzt bis auf hunderttausend Mann zu verstärken... Je ungeheurer die Erpressungen, desto mehr Vorrat für seine Heere, desto stärker also der Zulauf zu seinen Fahnen; alle Welt fliegt nach dem Glücke.

Seine Armeen schwollen an, indem alle Länder welkten, durch die sie zogen. Was kümmerte ihn nun der Fluch der Provinzen und das Klaggeschrei der Fürsten? Sein Heer betete ihn an, und das Verbrechen selbst setzte ihn in den Stand, alle Folgen desselben zu verlachen.



Schwedenkönig Gustav Adolf, die große Gegenfigur zu Wallenstein.

Nachdem „Wallensteins Erpressungen... bis zum Unerträglichem gegangen“ waren, erfolgte am 13. August 1630 auf dem Reichstag zu Regensburg auf Forderung des ganzen Kurfürstenkollegiums die Absetzung durch den Kaiser.

Tief gekränkt begibt sich Wallenstein in das Privatleben auf seine Schlösser:

Sein Plan war nichts weniger als Ruhe, da er in die Stille des Privatstandes zurücktrat. Der Pomp eines Königs umgab ihn in dieser Einsamkeit und schien dem Urteilspruch seiner Erniedrigung Hohn zu sprechen. ...

In dieser prahlerischen Dunkelheit erwartete Wallenstein still, doch nicht müßig seine glänzende Stunde und der Rache aufgehenden Tag; bald ließ ihn Gustav Adolfs reißender Siegeslauf ein Vorgefühl desselben genießen. Von seinen hochfliegenden Planen ward kein einziger aufgegeben; der Undank des Kaisers hatte seinen Ehrgeiz von einem lästigen Zügel befreit. ...

„Seinem unersättlichen Durst nach Größe und Macht war der Undank des Kaisers willkommen, der seinen Schuldbrief zu zerreißen und ihn jeder Pflicht gegen den Urheber seines Glücks zu entbinden schien.

Seine Ehrsucht und Rachbegierde treiben Wallenstein dazu, Gustav Adolf folgendes Angebot zu machen:

Fünfehtausend Mann begehrte Wallenstein von dem Könige, um mit Hülfe derselben und mit den Truppen, die er selbst zu werben sich anheischig macht, Böhmen und Mähren zu erobern, Wien zu überfallen und den Kaiser, seinen Herrn, bis nach Italien zu verjagen.

Jedoch der Schwedenkönig hat Bedenken „der Redlichkeit eines Mannes, der sich ihm als Verräter ankündigte, eine so zahlreiche Mannschaft anzuvertrauen. Er entschuldigte sich mit der Schwäche seiner Armee, die auf ihrem Zug in das Reich durch eine so starke Verminderung leiden würde und verscherzte aus übergroßer Vorsicht vielleicht die Gelegenheit, den Krieg auf das schnellste zu endigen. Zu spät versuchte er in der Folge, die zerrissenen Unterhandlungen zu erneuern; der günstige Moment war vorüber, und Wallensteins beleidigter Stolz vergab ihm diese Geringschätzung nie.“ ...

Wallenstein „arbeitete von jetzt an an einer Verbindung mit Sachsen, wodurch er dem Kaiser und dem König von Schweden gleich fürchterlich zu werden hoffte.“

... Gelang es ihm, Sachsen von dem schwedischen Bündnis zu trennen und in Verbindung mit demselben eine dritte Partei im Reiche zu errichten, so lag der Ausschlag des Krieges in seiner Hand, und er hatte durch diesen einzigen Schritt zugleich seine Rache an dem Kaiser befriedigt, seine verschmähte Freundschaft an dem schwedischen König gerächt und auf dem Ruin von beiden den Bau seiner eigenen Größe gegründet.

Die Pläne fliegen auf und der einst „unenbeherrlichste Mann in der Monarchie“ der Habsburger wird unter die Acht gestellt und für vogelfrei erklärt, später von einem seiner Untergebenen ermordet:

Die rächende Nemesis wollte, daß der Undankbare unter den Streichen des Undanks erliegen sollte.

Erwähnenswert ist die Vorsicht und das Mißtrauen, welche der Professor für Geschichte an der Universität Jena über das existierende Quellenmaterial walten läßt. Schiller schreibt:

Noch hat sich das Dokument nicht gefunden, das uns die geheimen Triebfedern seines Handelns mit historischer Zuverlässigkeit aufdeckte, und unter seinen öffentlichen, allgemein beglaubigten Taten ist keine, die nicht endlich aus einer unschuldigen Quelle könnte geflossen sein. Viele seiner getadelten Schritte beweisen bloß seine ernstliche Neigung zum Frieden; die meisten andern erklärt und entschuldigt das gerechte Mißtrauen gegen den Kaiser und das verzeihliche Bestreben, seine Wichtigkeit zu behaupten.

Damit ist von Schillers Seite das entscheidende Argument überhaupt ins Feld geführt, denn trotz seiner gigantomischen Ehrsucht, „seinem unersättlichen Durst nach Größe und Macht“, die selbst nach der Krone Böhmens die Hand ausstreckte, und der daraus folgenden Rachbegierde, spricht ihm der Historiker Schiller als eigentlichen Beweggrund „seine ernstliche Neigung zum Frieden“ nicht ab. Schiller bewegt hier die Hoffnung, daß die Zerstörung Europas früher beendet und die europäische Geschichte bei Gelingen des Plans in eine völlig andere Richtung gelenkt worden wäre. Z.B. hätte sich Deutschland schon zu der damaligen Zeit zu einem souveränen Nationalstaat entwickeln können.

An dieser Stelle ist es angezeigt, den Sprung von der histori-

schen Studie über die *Geschichte des Dreißigjährigen Krieges* zur Wallenstein-Trilogie zu machen, die in der Geschichtsschreibung zur größten Dichtung wird. Schon im „Prolog“ gibt uns Schiller in der schönsten poetischen Form eine Lagebeschreibung:

In jenes Krieges Mitte stellt euch jetzt
Der Dichter. Sechzehn Jahre der Verwüstung,
Des Raubs, des Elends sind dahingeflohn,
In trüben Massen gäret noch die Welt,
Und keine Friedenshoffnung strahlt von fern.
Ein Tummelplatz von Waffen ist das Reich,
Verödet sind die Städte, Magdeburg
Ist Schutt, Gewerb und Kunstfleiß liegen nieder,
Der Bürger gilt nichts mehr, der Krieger alles,
Straflose Frechheit spricht den Sitten Hohn,
Und rohe Horden lagern sich, verwildert
Im langen Krieg, auf dem verheerten Boden.
Auf diesem finstern Zeitgrund malet sich
Ein Unternehmen kühnen Übermuts
Und ein verwegener Charakter ab.
Ihr kennet ihn – den Schöpfer kühner Heere,
Des Lagers Abgott und der Länder Geißel,
Die Stütze und den Schrecken seines Kaisers,
Des Glückes abenteuerlichen Sohn,
Der, von der Zeiten Gunst emporgetragen,
Der Ehre höchste Staffeln rasch erstieg
Und, ungesättigt immer weiter strebend,
Der unbezähmten Ehrsucht Opfer fiel.
Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte
Doch euren Augen soll ihn jetzt die Kunst,
Auch eurem Herzen menschlich näher bringen.

„Menschlich“ soll dieser große Feldherr und Machtpolitiker Wallenstein uns näher gebracht werden. Schiller steht vor der schweren Aufgabe, eine „dürre Staatsaktion in eine menschliche Handlung“ zu verwandeln und die Triebfedern seines Handelns durch die Bühne verstehbar zu machen, sodaß das Scheitern Wallensteins nachvollziehbar wird.

Schiller kennt sein Publikum. Er will es aus seinem „engen Kreis“ auf „einen höhern Schauplatz“ führen und in die Geschichte stellen, deshalb sagt er:

Unsere Tragödie ...hat mit der Ohnmacht, der Schlawheit, der Charakterlosigkeit des Zeitgeistes und mit einer gemeinen Denkart zu ringen, sie muß also Kraft und Charakter zeigen, sie muß das Gemüth zu erschüttern, zu erheben, aber nicht aufzulösen suchen.

Aber wie ist es möglich, den Menschen zu erschüttern, zu erheben und doch nicht aufzulösen?

In einer kleinen Schrift über *Tragödie und Komödie* schreibt Schiller:

Die Komödie setzt uns in einen höhern Zustand, die Tragödie in eine höhere Tätigkeit. Unser Zustand in der Komödie ist ruhig, klar, frei, heiter, wir fühlen uns weder tätig noch leidend, wir schauen, und alles bleibt außer uns; dies ist der

Zustand der Götter, die sich um nichts Menschliches kümmern, die über allem frei schweben, die kein Schicksal berührt, die kein Gesetz zwingt.

Aber wir sind Menschen, wir stehen unter dem Schicksal, wir stehen unter dem Zwang von Gesetzen. Es muß also eine höhere, rüstigere Kraft in uns aufgeweckt und geübt werden, damit wir uns wiederherstellen können, wenn jenes glückliche Gleichgewicht, worin die Komödie uns fand, aufgehoben ist. Dort brauchten wir diese Kraft nicht, weil wir mit nichts zu kämpfen hatten; aber hier müssen wir siegen und bedürfen also der Kraft.

Die Tragödie macht uns nicht zu Göttern, weil Götter nicht leiden können; sie macht uns zu Heroen, d.i. zu göttlichen Menschen, oder, wenn man will, zu leidenden Göttern, zu Titanen. Prometheus, der Held einer der schönsten Tragödien, ist gewissermaßen ein Sinnbild der Tragödie selbst.

Diese „höhere, rüstigere Kraft“, diese „Energie des Charakters“ erweckt die Tragödie, indem sie uns „spielerisch“ in die geheimsten Gefühls- und Denkprozesse der Helden auf der Bühne eindringen läßt. Die Konsequenzen ihrer Entscheidungen, ihres Handelns oder Nicht-Handelns werden für uns transparent. Wir erahnen das Unglück, welches sie heraufbeschwören werden. Unsere Vernunft wird in Tätigkeit versetzt und kann dem „Helden“ gewissermaßen den Spiegel vorhalten mit allen Folgen, die sein Verhalten nach sich ziehen wird. Wir werden in eine „tätige Stimmung“ versetzt. Widerstand regt sich, weil wir im Lessingschen Sinne „mitleiden“. Insofern hilft uns das „künstliche Unglück“ auf der Bühne, wie die „Göttin Athene“ eine Rüstung für die Schicksalsschläge, die uns im wirklichen Leben treffen können und werden, anzulegen. Es erhebt uns aus der zeitlichen und räumlichen Enge unseres täglichen Daseins: „Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken.“

SCHILLER BEI DER ARBEIT

Am 4. September 1794 schreibt Schiller an Körner:

„...Im eigentlichen Sinn des Wortes betrete ich eine mir ganz unbekannt, wenigstens unversuchte Bahn, denn im Poetischen habe ich seit 3, 4 Jahren einen völlig neuen Menschen angezogen.“

Beobachten wir Friedrich Schiller noch ein wenig näher bei der Arbeit, auf dem Weg zu „neuen poetischen Höhen und Formen“.

Schiller setzt mit der Trilogie im Jahr 1634 ein. Er behandelt in seiner Dichtung die entscheidendste Phase von der zweiten geheimen Entmachtung Wallensteins durch den Kaiser am 24. Januar 1634 bis zu dessen Ermordung in Eger am 25. Februar 1634. Dem vorausgegangen ist die erste Absetzung Wallensteins aus dem militärischen Oberkommando in Böhmen auf dem Reichstag zu Regensburg 1630. Die Siege des Schwedenkönigs zwingen den Kaiser jedoch, Wallenstein erneut das Kommando über die Armee anzuvertrauen. Nach langem „Zieren“ erklärt er sich bereit, das Oberkommando anzunehmen, nachdem ihm weitreichende Vollmachten zugestanden worden sind. In seiner

Ehre, Stolz und Ehrgeiz durch den Kaiser tief gekränkt, hat er jedoch schon seine Fühler zu dem schwedischen Gegner ausgestreckt. Depeschen und Unterhandlungen laufen. Ein Teil seiner Generäle, vom Kriegsglück und von Wallenstein groß gemacht, drängt ihn, endlich den letzten Schritt zu vollziehen und vom Kaiser mit dem Heer abzufallen, winkt doch als Belohnung für den Verrat die Krone Böhmens für den Feldherrn. Besonders seine Schwester, Gräfin Terzky, setzt ihre ganze Kraft daran, Ehre und Macht des Hauses Wallenstein zu vergrößern und es mit der Königswürde zu krönen. Wallenstein als Feldherr seines Kaisers und als Machtpolitiker hingegen schwankt. In diese Gemengelage von Friedens- und Machtpolitik, Recht, Pflicht und Gewissen treten als Gegenpol Generalleutnant Octavio Piccolomini und sein Sohn Max, Oberst bei einem Kürassierregiment. Octavio Piccolomini ist bei einem Besuch des kaiserlichen Kriegsrates Questenberg im Hauptquartier der Wallensteinschen Armee durch einen kaiserlichen Brief die Verurteilung und Ächtung Wallensteins bekundet worden und gleichzeitig ist ihm das Kommando über die Truppen übergeben worden.

Nach vielen Diskussionen mit Goethe trennt Schiller den *Wallenstein* in 3 Stücke, weil es sonst ein „Monstrum an Breite und Ausdehnung“ geworden wäre. In *Wallensteins Lager* malt er ein lebhaftes Bild des Kriegs- und Lagerlebens, Soldaten, die vor Kriegsfreudigkeit strotzen, aber auch der Konflikt zwischen Wallenstein und dem Kaiser deutet sich schon an. Im Schauspiel *Die Piccolomini* wird das Verhältnis von Octavio Piccolomini und seinem Sohn Max zu Wallenstein behandelt. Es ist gewissermaßen die „Exposition der Handlung in ihrer ganzen Breite, und endigt gerade da, wo der Knoten geknüpft ist“ für den letzten Teil, die wirkliche Tragödie *Wallensteins Tod*, die mit dem „grauenvollen Meuchelmord“ an Wallenstein durch untergeordnete Hauptleute in der Stadt Eger endet.

Aufschlußreich sind zwei Briefe Schillers, in denen einige Schwierigkeiten des zu behandelnden Stoffes und die großen Charaktere des *Wallenstein* aus „der ersten Hand“ geschildert werden. Am 28. November 1796 schreibt er an Körner:

Der Stoff ist, ich darf wohl sagen, im höchsten Grade ungeschmeidig für einen solchen Zweck; er hat beinahe alles, was ihn davon ausschließen sollte.

Es ist im Grunde eine Staatsaktion, und hat, in Rücksicht auf den poetischen Gebrauch, alle Unarten an sich, die eine politische Handlung nur haben kann: ein unsichtbares abstraktes Objekt, kleine und viele Mittel, zerstreute Handlungen, einen furchtsamen Schritt, eine (für den Vorteil des Poeten) viel zu kalte trockene Zweckmäßigkeit, ohne doch diese bis zur Vollendung und dadurch zu einer poetischen Größe zu treiben; denn am Ende mißlingt der Entwurf doch nur durch Ungeschicklichkeit. Die Base, worauf Wallenstein seine Unternehmung gründet, ist die Armee: mithin für mich eine unendliche Fläche, die ich nie vor's Auge und nur mit unsäglicher Kunst vor die Phantasie bringen kann; ich kann also das Objekt, worauf er ruht, nicht zeigen, und ebenso wenig das, wodurch er fällt: das ist ebenfalls die Stimmung der Armee, der Hof, der Kaiser. – Auch die Leiden-

schaften selbst, durch die er bewegt wird: Rachsucht und Ehrbegierde sind von der kältesten Gattung. Sein Charakter endlich ist niemals edel, und darf es nie sein, und durchaus kann er nur furchtbar, nie eigentlich groß erscheinen. Um ihn nicht zu erdrücken, darf ich ihm nichts Großes gegenüberstellen; er hält mich dadurch notwendig nieder.

Mit einem Worte: es ist mir fast alles abgeschnitten, wodurch ich diesem Stoffe nach meiner gewohnten Art beikommen könnte – von dem Inhalt habe ich fast nichts zu erwarten, alles muß durch eine glückliche Form bewerkstelligt werden – und nur durch eine kunstreiche Führung der Handlung kann ich ihn zu einer schönen Tragödie machen...

Gerade so ein Stoff mußte es sein, an dem ich mein neues dramatisches Leben eröffnen konnte. Hier, wo ich nur auf der Breite eines Schermessers gehe, wo jeder Seitenschritt das Ganze zu Grunde richtet; kurz, wo ich nur durch die einzige innere Wahrheit, Notwendigkeit, Stetigkeit und Bestimmtheit meinen Zweck erreichen kann, muß die entscheidende Krise mit meinem poetischen Charakter erfolgen. Auch ist sie schon stark im Anzug; denn ich traktiere mein Geschäft schon ganz anders, als ich ehemals pflegte. Der Stoff und Gegenstand ist so sehr außer mir, daß ich ihm kaum eine Neigung abgewinnen kann; er läßt mich beinahe kalt und gleichgültig, und doch bin ich für die Arbeit begeistert. Zwei Figuren ausgenommen, an die mich Neigung (Max und Thekla) fesselt, behandle ich alle übrigen, und vorzüglich den Hauptcharakter, bloß mit der reinen Liebe des Künstlers; und ich verspreche Dir, daß sie dadurch um nichts schlechter ausfallen sollen. ...

Am 1. März 1799 schreibt Schiller an Karl August Böttiger:

So lag es z. B. nicht in meiner Absicht, noch in den Worten meines Textes, daß ich Octavio Piccolomini als einen so gar schlimmen Mann, als einen Buben, darstellen sollte. In meinem Stück ist er das nie, er ist sogar ein ziemlich rechtlicher Mann, nach dem Weltbegriff, und die Schändlichkeit, die er begeht, sehen wir auf jedem Welttheater von Personen wiederholt, die, so wie er, von Recht und Pflicht strenge Begriffe haben. Er wählt zwar ein schlechtes Mittel, aber er verfolgt einen guten Zweck. Er will den Staat retten, er will seinem Kaiser dienen, den er nächst Gott als den höchsten Gegenstand aller Pflichten betrachtet. Er verräth einen Freund, der ihm vertraut, aber dieser Freund ist ein Verräther seines Kaisers und in seinen Augen zugleich ein Unsinniger. Auch meiner Gräfin Terzky möchte etwas zu viel geschehen, wenn man Tücke und Schadenfreude zu Hauptzügen ihres Charakters machte. Sie strebt mit Geist, Kraft und einem bestimmten Willen nach einem großen Zweck, und ist freilich über die Mittel nicht verlegen. Ich nehme keine Frau aus, die auf dem politischen Theater, wenn sie Charakter und Ehrgeiz hat, moralischer handelte.

Indem ich diese beiden Personen in Ihrer Achtung zu restituieren suche, muß ich den Wallenstein selbst, als historische Person, etwas in derselben herunter setzen. Der historische Wallenstein war nicht groß, der poetische sollte es nie seyn.

Der Wallenstein in der Geschichte hatte die Präsumtion für sich, ein großer Feldherr zu seyn, weil er glücklich, gewaltthätig und keck war, er war aber mehr ein Abgott der Soldateska, gegen die er splendid und königlich freygebig war, und die er auf Unkosten der ganzen Welt in Ansehen erhielt. Aber in seinem Betragen war er schwankend und unentschlossen, in seinen Planen phantastisch und excentrisch, und in der letzten Handlung seines Lebens, der Verschwörung gegen den Kaiser, schwach, unbestimmt, ja sogar ungeschickt. Was an ihm groß erscheinen, aber nur scheinen konnte, war das Rohe und Ungeheure, also gerade das, was ihn zum tragischen Helden schlecht qualificirte. Dieses mußte ich ihm nehmen, und durch den Ideenschwung, den ich ihm dafür gab, hoffe ich ihn entschädigt zu haben.

Im Kampf um die Weiterentwicklung seiner dramatischen Form, um diesen neuen poetischen Menschen, den Schiller besonders nach dem *Don Carlos* (1783 bis 87) schaffen wollte und mit der Wallenstein-Trilogie schuf, sind für ihn und seine Arbeit am *Wallenstein* zwei Einflüsse absolut entscheidend und von großen Folgen:

Erstens das Studium der Griechen, „das Studium der Alten, die ich erst nach dem *Carlos* habe kennenlernen“ (besonders Homer, Aischylos und Sophokles,) – das „goldene Zeitalter der Dichtkunst“ – und zweitens William Shakespeare!

„DAS GOLDENE ZEITALTER DER DICHTKUNST“

1788 begibt er sich an die Übersetzung altgriechischer Stücke. Anfang der 90er plant er sechs Bände griechischen Theaters herauszugeben und besonders eine Bearbeitung des *Agamemnon* von Aischylos. Jedoch muß er aufgrund seiner schweren Krankheit diese Pläne bald aufgeben. In den Jahren 1788 bis 1800 entstehen das philosophische Gedicht *Die Götter Griechenlands* und 1797 *Die Kraniche des Ibykus*. Wie zu den Zeiten der alten Griechen im Athener Amphitheater tritt er in den „Dichterstreit“ ein: „... ob ich, als Zeitgenosse des Sophokles, auch einmal einen Preis davon getragen haben möchte,“ fragt er Wilhelm von Humboldt in einem Brief.

Schiller schreibt in *Über das Pathetische* voller Begeisterung über die griechischen Künstler:

Nie schämt sich der Grieche der Natur, er läßt der Sinnlichkeit ihre vollen Rechte, und ist dennoch sicher, daß er nie von ihr unterjocht werden wird. Sein tiefer und richtiger Verstand läßt ihn das Zufällige, daß der schlechte Geschmack zum Hauptwerke macht, von dem Notwendigen unterscheiden; alles aber, was nicht Menschheit ist, ist zufällig an dem Menschen. Der griechische Künstler ... weiß von keiner Prinzessin, keinem König und keinem Königssohn; er hält sich nur an den Menschen. ...

Die Helden sind für alle Leiden der Menschheit so gut empfindlich als andere, und eben das macht sie zu Helden, daß sie das Leiden stark und innig fühlen und doch nicht davon

überwältigt werden. Sie lieben das Leben so feurig wie wir andern, aber diese Empfindung beherrscht sie nicht so sehr, daß sie es nicht hingeben können, wenn die Pflichten der Ehre oder der Menschlichkeit es fordern.

... Nirgends sucht der Grieche in der Abstumpfung und Gleichgültigkeit gegen das Leiden seinen Ruhm, sondern im Ertragen desselben bei allem Gefühl für dasselbe.

Schiller zeichnet hier eine „schöne Seele“, einen Menschen, bei welchem Pflicht und Neigung, Vernunft und Gefühl nicht mehr im Widerspruch zueinander stehen und die „Pflichten der Menschlichkeit“ sein Handeln bestimmen und höher stehen als das Leben selbst. Er wird im *Wallenstein* in Max, dem Sohn Octavio Piccolominis und in Thekla, der Tochter Wallensteins, zwei solche „schönen Seelen“ schaffen.

Besonders der Einfluß von Aischylos' *Agamemnon* – 1. Teil der Orestie-Trilogie (458 v. Chr. in Athen uraufgeführt) – ist auf Schillers *Wallenstein* sehr direkt beziehbar.

Wenn der Chor verkündet,
Sichtbar wird an Enkeln noch,
Wenn über gerechtes Maß die un-
Bezwingliche Gier geschraubt und
Allzusehr ein Haus gestrotzt
Über des Guten Grenze.
Geschehe, was frei von Leid ist. Dem
Verständigen genügt's. Es ist
Reichtum nämlich keine Wehr
Dem Manne, der vermessenen Geists
Den Altar des Rechts hinab
Ins Unerleuchtete schleudert.

Hier ist alles zusammengefaßt, welches Schiller 2250 Jahre später im *Wallenstein* zur Exposition bringen wird. Die fundamentale Frage der Menschheitsgeschichte: „Worauf gründet sich Gerechtigkeit, Recht und somit Macht?“ wird hier berührt. Ist nur das gerecht, das dem Stärkeren zuträglich ist? Oder ist nur derjenige gerecht und im Besitze des Rechts, welcher der naturrechtlichen Ordnung dieses Universums folgend das „Allgemeine Beste“, das Gute befördert und zur Vervollkommnung dieser Ordnung beiträgt?

Mit der Gräfin Terzky hat Schiller „ein Werkzeug“ geschaffen, durch welches die Rechtsauffassung vom Krieg, den jeder gegen jeden führt, verkörpert wird. Getrieben von Ehrgeiz, Stolz und Familienehre führt sie jedes Argument ins Feld, Wallensteins Zögern und Widerstand gegen den Treuebruch mit dem Kaiser zu brechen. Das Haus Wallenstein soll zum „Haus des Glanzes und der Herrlichkeit“ aufsteigen und sich in die Königshäuser Europas einreihen.

Zynisch mokiert sie sich im großen Dialog mit Wallenstein (*Wallensteins Tod*, 1. Aufzug, 7. Auftritt) über Begriffe wie Vertrauen, Neigung, Treue, Gewissen und Tugend. So wird der Weg nicht bereitet, zum König von Böhmen gekürt zu werden, sondern, wenn überhaupt, „ein großer König – im Kleinen“ zu sein, stachelt sie Wallensteins Ehrgeiz an, welcher bewegt reagiert:



Der Schauspieler Thomas Holtzmann als Wallenstein in einer Fernsehinszenierung von Peter Wirth.

Doch eh' ich sinke in die Nichtigkeit,
So klein aufhöre, der so groß begonnen,
Eh' mich die Welt mit jenen Elenden
Verwechselt, die der Tag erschafft und stürzt,
Eh' spreche Welt und Nachwelt meinen Namen
Mit Abscheu aus, und Friedland sei die Losung
Für jede fluchenswerte Tat.

„Der Stärke fürchterliches Recht“ gilt es zu praktizieren und dem Kaiser gleich walten zu lassen, um die Macht zu erhalten und zu vergrößern. Und sie fährt fort:

Gestehe denn, daß zwischen dir und ihm
Die Rede nicht kann sein von Pflicht und Recht,
Nur von der Macht und der Gelegenheit!
Der Augenblick ist da, wo du die Summe
Der großen Lebensrechnung ziehen sollst,
Die Zeichen stehen sieghaft über dir,
Glück winken die Planeten dir herunter
Und rufen: es ist an der Zeit!

Dieser Ausruf zieht Wallenstein endlich in den Bann ihrer ehrgeizigen Träume. Er läßt den schwedischen Abgesandten, Oberst Wrangel, holen und übergibt ihm weitestgehende Vollmachten. Er gesteht den Schweden neben Eger sogar die Altstadt der böhmischen Hauptstadt Prag, „meiner Hauptstadt“, zu.

Mit diesem Schritt überschreitet Wallenstein endgültig „des Guten Grenze“ und schändet in Folge den „Altar des Rechts“. Er folgt dem „Recht des Stärkeren“, „der Macht und der Gelegenheit“ mit allen Konsequenzen für sich, das Haus Wallenstein und vor allem für Europa.

WILLIAM SHAKESPEARE (1564-1616)

Schiller ist besonders durch seinen Lehrer Abel an Shakespeare herangeführt worden und getragen von dem Ziel, „ein deutscher Shakespeare“ zu werden.

Er selbst beschreibt sein Verhältnis zu Shakespeare in der Abhandlung *Über naive und sentimentalische Dichtung* sehr offen:

Als ich in einem sehr frühen Alter Shakespeare zuerst kennen lernte, empörte mich seine Kälte, seine Unempfindlichkeit, die ihm, im höchsten Pathos zu scherzen, die herzzerstehenden Auftritte im *Hamlet*, im *König Lear*, im *Macbeth* usf. durch einen Narren zu stören, die ihn bald da festhielt, wo meine Empfindung forteilte, bald da kaltherzig fortriss, wo das Herz so gern stillgestanden wäre. Durch die Bekanntschaft mit neuen Poeten verleitet, in dem Werke den Dichter zuerst aufzusuchen, seinem Herzen zu begegnen, mit ihm gemeinschaftlich über seinen Gegenstand zu reflektieren, kurz das Objekt in dem Subjekt anzuschauen, war es mir unerträglich, dass der Poet sich hier nirgends fassen liess und mir nirgends Rede stehen wollte. Ich war noch nicht fähig, die Natur aus der ersten Hand zu verstehen. Nur ihr durch den Verstand reflektiertes und durch die Regel zurechtgelegtes Bild konnte ich ertragen.

Während der Arbeit am *Wallenstein* entsteht auch das Gedicht *Shakespeares Schatten* (1796 bis 1800).

Besonders Shakespeares *Macbeth* packt Schiller. Schon am 24. August 1784 bekundet Schiller in einem Brief an Dalberg seine Absicht, den *Macbeth* für die Bühne zu bearbeiten. 1800 ist die Bearbeitung fertig. Die Beziehung zwischen der „Motivführung“ im *Macbeth* und im *Wallenstein* ist offenkundig:

Macbeth beginnt mit dem Auftritt von 3 Hexen, Schicksalsgöttinnen oder „Schicksalsschwestern“ gleich, die Macbeth nach gewonnener Schlacht begegnen und ihm sein Glück verkünden:

Heil dir, Macbeth, der einst König sein wird!

Damit nimmt die Tragödie ihren Lauf: Macbeth wird von seiner ehrgeizigen Frau angestachelt und zur Tat getrieben:

LADY MACBETH:

– sollst werden,
Was dir verheißen ward: – Doch fürcht ich dein Gemüt;
Es ist zu voll von Milch der Menschenliebe,
Das Nächste zu erfassen. Groß möchtest du sein,
Bist ohne Ehrgeiz nicht; doch fehlt die Bosheit,
Die ihn begleiten muß. (I. Akt, 5. Szene)

Er ermordet letztendlich in seinem eigenen Hause den zu Gast weilenden König, um sich an seine Stelle zu setzen und beschwört durch diese Tat seinen eignen Untergang herbei. Wer könnte je den Schauer vergessen, den er empfunden, wenn die von der Nemesis verfolgte Lady Macbeth des Nachts ruhelos umherirrt, getrieben von der Verzweiflung, ihre Hände von der blut'gen Schuld zu reinigen. (V. Akt, 1. Szene)

Schon zu Beginn des Stücks präsentiert Shakespeare die eigentliche Wahrheit, wenn die Hexen singen:

Wir streuen in die Brust die böse Saat,
Aber dem Menschen gehört die Tat.

D.h. dem Menschen als souveränem Individuum obliegt letzt-

endlich die Entscheidung und Wahl zwischen „Gut und Böse“ und keiner anderen Macht!

Auch Wallenstein baut, wie Schiller in der *Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs* sagt, auf die „Prophezeiungen eines italienischen Astrologen, der diesen ungebändigten Geist, gleich einem Knaben, am Gängelbände führte.“

Wallensteins Glaube an die „Sternkunst“ erinnert natürlich auch an die Schicksalssprüche der Orakel bei den alten Griechen. Durch sein absolutes Vertrauen auf die Astrologie, „das Speculum astrologicum“, wird der Abfall Wallensteins vom Kaiser eingeleitet und ein „muthvoller Glaube an das Glück der Unternehmung in ihm erweckt“.

Bedeutsam und faszinierend ist es, die Monologe von Macbeth (*Macbeth*, I. Akt, 7. Szene) und Wallenstein (*Wallensteins Tod*, 1. Aufzug, 4. Auftritt) und die Szenen zu vergleichen, in denen Lady Macbeth und andererseits Gräfin Terzky den Stachel zur Verschwörung setzen, zur Tat drängen und siegen (*Macbeth*, I. Akt, 5. und 7. Szene und *Wallensteins Tod*, 1. Aufzug, 7. Auftritt).

Am 28. November 1796 schreibt Schiller während der Arbeit am *Wallenstein* an Goethe:

„Das eigentliche Schicksal tut noch zu wenig, und der eigne Fehler des Helden noch zu viel zu seinem Unglück.

Mich tröstet hier aber einigermassen das Beispiel des Macbeth, wo das Schicksal ebenfalls weit weniger Schuld hat als der Mensch, daß er zugrunde geht.“

DIE PICCOLOMINI

Aufgrund eines von Wallenstein als Zeichen des Schicksals empfundenen Traums verbindet ihn eine tiefe Freundschaft mit Octavio Piccolomini. Er hegt ein absolut blindes Vertrauen ihm gegenüber. Wütend reagiert er auf jedes Mißtrauen gegen Octavio:

Du wirst mir meinen Glauben nicht erschüttern,
Der auf die tiefste Wissenschaft sich baut.
Lügt er, dann ist die ganze Sternkunst Lüge.

Octavio Piccolomini hingegen fühlt sich ganz als „Diener“ seines Kaisers. Die Pflichterfüllung gegenüber dem Kaiser ist sein oberstes Gebot. Er weiß um die tiefe Freundschaft, die ihm Wallenstein entgegenbringt. Er kennt seine geheimsten Überlegungen, vom Kaiser abzufallen und mit dem Heer zum Feind überzulaufen. Doch Octavio verweigert ihm den wichtigsten Freundschaftsdienst. Er nutzt dieses Vertrauen, versucht aber nicht, ihn mit seiner ganzen Kraft und allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln von diesem Treuebruch abzuhalten: „Doch meinen Abscheu, meine innerste Gesinnung hab ich tief versteckt.“ Er verrät einen „Freund, der ihm vertraut“ und erfüllt durch „ein schlechtes Mittel“ „einen guten Zweck“, seine Pflicht gegenüber seinem Kaiser, den „er nächst Gott als den höchsten Gegenstand aller Pflichten betrachtet.“

Anders sein Sohn, Max Piccolomini, bei welchem „Einheit des Charakters, sittliche Harmonie, Schönheit der Seele“ dem Vater mit seinem strengen Kantschen Pflichtbegriff und dem „sittlichen Chaos“ des Wallenstein entgegenstehen und ihn über beide emporheben. Körner schreibt in einem Brief an Schiller über Max:

„Was ihm so leicht wird, setzt er gern da voraus, wo ihn so viel einzelne Trefflichkeiten begeistern. Daher sein Ideal von Wallenstein...“

Max, von Kindesbeinen an im Lager groß geworden, kennt nur den Krieg und das Soldatenleben. Durch seine Liebe zu Thekla, Wallensteins Tochter, welche er auf Befehl des Herzogs mit ihrer Mutter ins Hauptquartier nach Pilsen begleitet hat, lernt er zum ersten Mal eine andere Seite des Lebens kennen: „Eine Stimme der Wahrheit, der ich folgen darf“. Er wird von einer tiefen Sehnsucht nach Frieden ergriffen: „Oh! laß den Kaiser Frieden machen, Vater!“ fordert er Octavio vehement auf: „O schöner Tag! wenn endlich der Soldat ins Leben heimkehrt, in die Menschlichkeit!“

Max, welcher Wallenstein vergöttert, erfährt von seinem Vater, welchen selbst der kaiserliche Gesandte Questenberg bedrängt, den eigenen Sohn einzuweihen, daß Wallenstein geächtet und das Kommando bis auf weiteres auf seinen Vater übertragen ist. Folgen wir zunächst dem Dialog zwischen Vater und Sohn am Ende der *Piccolomini*, welcher den „Knoten“ knüpft.

5. AUFZUG, 1. AUFTRITT

OCTAVIO:

Er selbst vertraute mir – was ich zwar längst
Auf anderm Weg schon in Erfahrung brachte:
Daß er zum Schweden wolle übergehn
Und an der Spitze des verbundnen Heers
Den Kaiser zwingen wolle —

...

MAX:

Es kann nicht sein! kann nicht sein! kann nicht sein!
Siehst du, daß es nicht kann! Du hättest ihm
Notwendig deinen Abscheu ja gezeigt,
Er hätt' sich weisen lassen, oder du
– du stündest nicht mehr lebend mir zur Seite!

OCTAVIO:

Wohl hab ich mein Bedenken ihm geäußert,
Hab dringend, hab mit Ernst ihn abgemahnt;
– Doch meinen Abscheu, meine innerste
Gesinnung hab ich tief versteckt.

MAX:

Du wärst so falsch gewesen? Das sieht meinem Vater
Nicht gleich! Ich glaube deinen Worten nicht,
Da du von ihm mir Böses sagtest; kann's
Noch wen'ger jetzt, da du dich selbst verleumdest.

OCTAVIO:

Ich drängte mich nicht selbst in sein Geheimnis.

MAX:

Aufrichtigkeit verdiente sein Vertraun.

OCTAVIO:

Nicht würdig war er meiner Wahrheit mehr.

MAX:

Noch minder würdig deiner war Betrug.

OCTAVIO:

Mein bester Sohn! Es ist nicht immer möglich,
Im Leben sich so kinderrein zu halten,

Wie's uns die Stimme lehrt im Innersten.

...

Ich klügle nicht, ich tue meine Pflicht,
Der Kaiser schreibt mir mein Betragen vor.
Wohl wär' es besser, überall dem Herzen
Zu folgen, doch darüber würde man
Sich manchen guten Zweck versagen müssen.
Hier gilt's, mein Sohn, dem Kaiser wohl zu dienen,
Das Herz mag dazu sprechen, was es will.

MAX:

Ich soll dich heut nicht fassen, nicht verstehn.
Der Fürst, sagst du, entdeckte redlich dir sein Herz
Zu einem bösen Zweck, und du willst ihn
Zu einem guten Zweck betrogen haben!
Hör auf! ich bitte dich – du raubst den Freund
Mir nicht – Laß mich den Vater nicht verlieren!

In der letzten Szene der *Piccolomini* (5. Aufzug, 3. Auftritt) – der Unterhändler zwischen Wallenstein und den Schweden, Sessin, ist inzwischen mit wichtigen Depeschen von den kaiserlichen Truppen gefangen genommen und Wallensteins Doppelspiel aufgedeckt – teilt Max seinem Vater mit, daß er den Herzog zur Rede stellen wird:

Wenn du geglaubt, ich werde eine Rolle
In deinem Spiele spielen, hast du dich
In mir verrechnet. Mein Weg muß grad sein.

...

– Ich geh zum Herzog. Heut noch werd ich ihn
Auffordern, seinen Leumund vor der Welt
Zu retten, eure künstlichen Gewebe
Mit einem graden Schritte zu durchreißen.

...

Halte du es, wie du willst! Doch mir vergönne,
Daß ich auf meine Weise mich betrage.
Rein muß es bleiben zwischen mir und ihm,
Und eh' der Tag sich neigt, muß sich's erklären,
Ob ich den Freund, ob ich den Vater soll entbehren.
Max verzweifelt an der Schwäche seines Vaters, der nicht jeden Widerstand, ja selbst mit der Gefahr seine Machtposition, wenn nicht sogar sein Leben zu verlieren, geleistet hat, den Freund vor dem Verbrechen des Verrats zu bewahren:
Siehst du, daß es nicht kann! Du hättest ihm
Notwendig deinen Abscheu ja gezeigt,
Er hätt' sich weisen lassen, oder du
– du stündest nicht lebend mir zur Seite!

Max dagegen folgt geradlinig der Stimme seines Herzens und sucht die Wahrheit in Wallenstein, dem väterlichen Freund.

Er läßt keinen Weg unversucht: „treib's zur offenen Empörung, ... Nur zum Verräter werde nicht!“ Ja, er wagt sogar seinen Feldherrn aufzufordern, das Kommando aufzugeben – in seinen Augen würdigere Schritte als Verrat. Verfolgen wir die Auseinandersetzung zwischen Max und Wallenstein zu Beginn von *Wallensteins Tod*, 2. Aufzug, 2. Auftritt:

WALLENSTEIN:

...

Urteile nicht! Bereite dich, zu handeln.
– Der Hof hat meinen Untergang beschlossen,
Drum bin ich willens, ihm zuvorzukommen.
– wir werden mit den Schweden uns verbinden.
Sehr wackre Leute sind's und gute Freunde.
Ich hab dich überrascht. Antwort mir nicht.
Ich will dir Zeit vergönnen, dich zu fassen.

MAX:

Mein General! – Du machst mich heute mündig.
Denn bis auf diesen Tag war mir's erspart,
Den Weg mir selbst zu finden und die Richtung,
Dir folgt' ich unbedingt. Auf dich nur braucht' ich
Zu sehn und war des rechten Pfads gewiß.
Zum ersten Male heut verweistest du
Mich an mich selbst und zwingst mich, eine Wahl
zu treffen zwischen dir und meinem Herzen.

WALLENSTEIN:

So kann's nicht ferner bleiben. Feindlich scheiden
Die Wege sich. Mit Pflichten streiten Pflichten.
Du mußt Partei ergreifen in dem Krieg,
Der zwischen deinem Freund und deinem Kaiser
sich jetzt entzündet.

MAX:

Krieg! Ist das der Name?

...

Ist das ein guter Krieg, den du dem Kaiser
Bereitest mit des Kaisers eignem Heer?

...

WALLENSTEIN:

...

Wer miede nicht, wenn er's umgehen kann,
Das Äußerste! Doch hier ist keine Wahl,
Ich muß Gewalt ausüben oder leiden —
So steht der Fall. Nichts anders bleibt mir übrig.

MAX:

Sei's denn! Behaupte dich in deinem Posten
Gewaltsam, widersetze dich dem Kaiser,
Wenn's sein muß, treib's zur offenen Empörung,
Nicht loben werd ich's, doch ich kann's verzeihn,
Will, was ich nicht gut heiße, mit dir teilen.
Nur – zum Verräter werde nicht! Das Wort
Ist ausgesprochen. Zum Verräter nicht!

...

WALLENSTEIN:

...

Mich schuf aus gröberm Stoffe die Natur,
und zu der Erde zieht mich die Begierde.
Dem bösen Geist gehört die Erde, nicht
Dem guten. Was die Göttlichen uns senden
Von oben, sind nur allgemeine Güter;
Ihr Licht erfreut, doch macht es keinen reich,
In ihrem Staat erringt sich kein Besitz.
Den Edelstein, das allgeschätzte Gold

Muß man den falschen Mächten abgewinnen,
Die unterm Tage schlimmgeartet hausen.
Nicht ohne Opfer macht man sie geneigt,
Und keiner lebet, der aus ihrem Dienst
Die Seele hätte rein zurückgezogen.

MAX:

Oh! fürchte, fürchte diese falschen Mächte!
Sie halten nicht Wort! Es sind Lügengeister,
Die dich berückend in den Abgrund ziehn.

WALLENSTEIN:

Es ist zu spät. Du weißt nicht, was geschehn.

MAX:

Und wär's zu spät – und wär' es auch soweit,
Daß ein Verbrechen nur vom Fall dich rettet,
So falle! Falle würdig, wie du standst.
Verliere das Kommando. Geh vom Schauplatz.

...

WALLENSTEIN:

Es ist zu spät. ... Wir handeln, wie wir müssen.

Max verläßt Wallenstein mit Schmerz erfüllt. Wallenstein bleibt betroffen und fragt sofort nach dem schwedischen Gesandten Wrangel. Doch dieser ist schon fort – die Gunst des Augenblicks ergreifend, in dem er Wallenstein nach dem Dialog mit der Gräfin Terzky vorgefunden hat.

Es war, als ob die Erd' ihn eingeschluckt.

...

Ich glaub, es ist der Schwarze selbst gewesen,
Ein Mensch kann nicht auf einmal so verschwinden,

wird einer der Generäle antworten.

Max wirft sich mit seinem Regiment in die Schlacht gegen die Schweden. Er wird „unter dem Hufschlag seiner eigenen Rosse an der Spitze seines Kürassierregimentes des Todes Opfer“.

Wallenstein erfährt in Eger vom Tode Max' und fällt in tiefen Schmerz:

Doch fühl ich's wohl, was ich in ihm verlor.
Die Blume ist hinweg aus meinem Leben,
Und kalt und farblos seh ich's vor mir liegen.
Denn er stand neben mir wie meine Jugend.

...

– Was ich mir ferner auch erstreben mag,
Das Schöne ist doch weg, das kommt nicht wieder,
Denn über alles Glück geht doch der Freund.

Wer fühlt sich hier nicht an die große Ballade *Die Bürgschaft* erinnert, die Schiller 1798, ein Jahr vor der Fertigstellung des *Wallenstein* geschrieben hat:

Des rühme der blut'ge Tyrann sich nicht,
Daß der Freund dem Freunde gebrochen die Pflicht,
Er schlachte der Opfer zweie
Und glaube an Liebe und Treue.

Wallenstein sagt dann in schmerzvoller „Zerstreuung“ der Gräfin Terzky:

Er ist der Glückliche. Er hat vollendet.
 Für ihn ist keine Zukunft mehr, ihm spinnt
 Das Schicksal keine Tücke mehr – sein Leben
 Liegt faltenlos und leuchtend ausgebreitet,
 Kein dunkler Flecken blieb darin zurück,
 Und unglückbringend pocht ihm keine Stunde.
 Weg ist er über Wunsch und Furcht, gehört
 Nicht mehr den trüglich wankenden Planeten —
 O ihm ist wohl! Wer aber weiß, was uns
 Die nächste Stunde schwarz verschleiert bringt!

DER GRIECHISCHE CHOR

Im letzten Aufzug läßt Schiller als letzte warnende Instanz Gordon, den Kommandanten von Eger und Jugendfreund Wallensteins, auftreten, der „gleichsam die Stelle des Chors im griechischen Trauerspiel einnimmt“, wie Körner sagt. Gordon fordert Wallenstein zum letzten Mal auf – schon ahnend, daß seine Mörder gedungen sind – die Stadt Eger den Schweden nicht zu übergeben, sondern sie heroisch für den Kaiser zu verteidigen und „seinen Fehler gutzumachen“:

GORDON:

Erfahren soll er, was ein Heldenhaufe
 Vermag, beseelt von einem Heldenführer,
 Dem's Ernst ist, seinen Fehler gutzumachen.
 Das wird den Kaiser rühren und versöhnen,
 Denn gern zur Milde wendet sich sein Herz,
 Und Friedland, der bereuend wiederkehrt,
 Wird höher stehn in seines Kaisers Gnade,
 Als je der Niegefallne hat gestanden.

WALLENSTEIN

(betrachtet ihn mit Befremdung und Erstaunen und schweigt eine Zeitlang, eine starke innre Bewegung zeigend)

Gordon – des Eifers Wärme führt Euch weit,
 Es darf der Jugendfreund sich was erlauben.
 – Blut ist geflossen, Gordon. Nimmer kann
 Der Kaiser mir vergeben. Könnt' er's, ich,
 Ich könnte nimmer mir vergeben lassen.
 Hätt' ich vorher gewußt, was nun geschehen,
 Daß es den liebsten Freund mir würde kosten,
 Und hätte mir das Herz wie jetzt gesprochen —
 Kann sein, ich hätte mich bedacht – kann sein
 Auch nicht – ...“

Die „Bluttat“ wird kurz darauf von zwei Untergebenen vollzogen, Wallenstein wird ermordet. Octavio Piccolomini erreicht die Burg Eger zu spät. Es bleibt keine Zeit zur Gnade.

Des Menschen Engel ist die Zeit – die rasche
 Vollstreckung an das Urteil anzuheften,
 Ziemt nur dem unveränderlichen Gott!

wird Octavio Piccolomini entsetzt bemerken.

Das Haus Wallenstein und Piccolomini steht verödet. Doch ein Brief mit kaiserlichem Siegel an den „Fürsten Piccolomini“

Plakat von 1908



kündet von dessen großen Aufstieg am Hofe! Der Vorhang fällt.

„Das sind die Folgen unglücksel'ger Taten“ wird Octavio Piccolomini betroffen der Gräfin Terzky kurz vor ihrem Freitod durch Gift sagen. Doch wo beginnt die Tat? Schiller setzt in seinem Meisterwerk einen

hohen Maßstab, wenn er in dem bewegenden, alles „Menschliche“ enthüllenden Monolog Wallenstein reflektieren läßt:

Wär's möglich? Könnt' ich nicht mehr, wie ich wollte?
 Nicht mehr zurück, wie mir's beliebt? Ich müßte
 Die Tat vollbringen, weil ich sie gedacht,
 Nicht die Versuchung von mir wies – das Herz
 Genährt mit diesem Traum, auf ungewisse
 Erfüllung hin die Mittel mir gespart,
 Die Wege bloß mir offen hab gehalten? —
 Beim großen Gott des Himmels! Es war nicht
 Mein Ernst, beschloßne Sache war es nie.
 In dem Gedanken bloß gefiel ich mir;
 Die Freiheit reizte mich und das Vermögen.

Wenn wir uns erinnern, „daß alle poetischen Personen ... als poetische Gestalten immer das allgemeine der Menschheit darzustellen und auszusprechen haben“, wie Schiller 1798 an Goethe schreibt, so kann uns die tragische Verstrickung im *Wallenstein* ein willkommenener Wink sein, in der heutigen Zeit im Poker um der reinen Macht willen schneller die Wahrheit zu finden.

Literatur:

- Aischylos: Die Orestie. Stuttgart, 1992.
- Friedrich Schiller: Sämtliche Werke. Besonders: „Über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen“, „Über die tragische Kunst“, „Über das Pathetische“, „Vom Erhabenen“, „Über den Gebrauch des Chors in der Tragödie“, „Über die ästhetische Erziehung des Menschen“ und „Die Bühnenbearbeitung Macbeth“. Darmstadt, 1984.
- Friedrich Schiller: Dichter über ihre Dichtungen, Studienausgabe Bd. 3/II. Hrsg. von Bodo Lecke
- Hellmut Diwald: Friedrich Schiller, Wallenstein. 1972.
- Wolfgang Wittkowski: „Der Übel größtes aber ist die Schuld“, Nemesis und politische Ethik in Schillers Dramen (unveröffentlichtes Manuskript).
- Arthur Böhtling: Schiller und Shakespeare. Leipzig 1910.
- William Shakespeare: Dramatische Werke in vier Bänden. Leipzig
- William Shakespeare: Macbeth, englisch & deutsch. 1969.
- Gotthold Ephraim Lessing: Hamburgische Dramaturgie. Stuttgart, 1981.
- Lyndon LaRouche: Prometheus und Europa (in diesem Heft)
- ders.: Der Weg zum Aufschwung, Wiesbaden 1999